

Juni 2005

An einem Wintermorgen, vor Sonnenaufgang

O fläumenleichte Zeit der dunkeln Frühe!
Welch neue Welt bewegest du in mir?
Was ist's, daß ich auf einmal nun in dir
Von sanfter Wollust meines Daseins glühe?

Einem Krystall gleicht meine Seele nun,
Den noch kein falscher Strahl des Lichts getroffen;
Zu fluthen scheint mein Geist, er scheint zu ruhn,
Dem Eindruck naher Wunderkräfte offen,
Die aus dem klaren Gürtel blauer Luft
Zuletzt ein Zauberwort vor meine Sinne ruft.

Bei hellen Augen glaub' ich doch zu schwanken;
Ich schließe sie, daß nicht der Traum entweiche.
Seh' ich hinab in lichte Feenreiche?
Wer hat den bunten Schwarm von Bildern und Gedanken
Zur Pforte meines Herzens hergeladen,
Die glänzend sich in diesem Busen baden,
Goldfarb'gen Fischlein gleich im Gartenteiche?

Ich höre bald der Hirtenflöten Klänge,
Wie um die Krippe jener Wundernacht,
Bald weinbekränzter Jugend Lustgesänge;
Wer hat das friedenselige Gedränge
In meine traurigen Wände hergebracht?

Und welch Gefühl entzückter Stärke,
Indem mein Sinn sich frisch zur Ferne lenkt!
Vom ersten Mark des heut'gen Tags getränkt,
Fühl' ich mir Mut zu jedem frommen Werke.
Die Seele fliegt, so weit der Himmel reicht,
Der Genius jauchzt in mir! Doch sage,
Warum wird jetzt der Blick von Wehmut feucht?
Ist's ein verloren Glück, was mich erweicht?
Ist es ein werdendes, was ich im Herzen trage?

- Hinweg, mein Geist! hier gilt kein Stillestehn:
Es ist ein Augenblick, und Alles wird verwehn!

Dort, sieh, am Horizont lüpfte sich der Vorhang schon!
Es träumt der Tag, nun sei die Nacht entflohn;
Die Purpurlippe, die geschlossen lag,
Haucht, halbgeöffnet, süße Atemzüge:
Auf einmal blitzt das Aug', und, wie ein Gott, der Tag
Beginnt im Sprung die königlichen Flügel!

Textgrundlage: Mörike, Eduard: Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe. Im Auftrag des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst Baden-Württemberg und in Zusammenarbeit mit der Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N. hg. v. Hans-Henrik Krümmacher, Herbert Meyer u. Bernhard Zeller. Stuttgart 1967ff. (HKA). Bd. 1,1: Gedichte. Ausgabe von 1867. Erster Teil: Text. Hg. v. Hans-Henrik Krümmacher. 2003. S.11-12.

Mörike hat dieses Gedicht, das 1825 entstand und 1834 erstmals gedruckt wurde, an den Anfang seiner Gedichtsammlung gesetzt; er gibt ihm damit einen programmatischen Charakter. Das Gedicht vergegenwärtigt die Situation eines morgendlichen Erwachens; der noch im Traum befangene Sprecher wird durch die andrängenden Bildern und Gedanken zu Fragen provoziert und unternimmt es, das Erfahrene zu gestalten. Es wird ein Prozess der Bewusstwerdung gezeigt; das tagträumende Ich bearbeitet die aus dem Unbewussten auftauchenden Vorstellungen, und so wird aus dem Tagträumer der Dichter, aus dem Tagtraum ein Gedicht. Dieser kreative Vorgang, dessen Ergebnis das Gedicht selbst ist, erscheint zunächst als eine höchst emotionale Bewegung; der Sprecher redet mit immer größer werdenden Begeisterung. Mitten in der fünften Strophe bricht die enthusiastische Aufschwungbewegung freilich ab. Der kreative Augenblick ‚verweht‘; der Sprecher ist auf sich selbst zurückgeworfen. Mit der Aufforderung „Dort, sieh“ am Anfang der letzten Strophe setzt allerdings wieder eine Gegenbewegung ein. Sie beginnt mit einem radikalen Blickwechsel. Der bisher nach innen gerichtete Blick wird nach außen gewendet; der Selbstbezogenheit des Träumers, seiner Versenkung in sich selbst wird der Blick auf die Natur, auf die ‚Wirklichkeit‘ entgegengesetzt: Das Gedicht schließt mit einer emphatischen Darstellung des beginnenden Tages. Dieses Jubelbild des Sonnenaufgangs hat Mörike aus unterschiedlichen Vorstellungen zusammengefügt und verdichtet. Er verknüpft antike Vorstellungen von der rosenfingrigen Eos, die sich am Morgen von ihrem Lager erhebt, und von Helios, der seine Fahrt mit dem Sonnenwagen beginnt, mit christlichen Bildern des Ostermorgens und der Auferstehung; der Anbruch des Tages mit dem Aufgang der Sonne ist zugleich ein zentrales Bild der Aufklärung, und im Wechsel von der Nacht zum beginnenden Tag lässt das Gedicht zudem romantische Vorstellungen gleichsam hinter sich. Mörike bestimmt so sehr genau die literaturhistorische Situation, in der er in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts zu schreiben beginnt. Das Gedicht ist bemerkenswert kunstvoll gebaut; es zeigt eine Spannung zwischen relativ strengen Vorgaben der Form, etwa im komplexen Reimschema, und einem spielerisch-freien Umgang mit dieser Form. In dieser Spannung hat der zwischen Traum und Bewusstwerdung wechselnde kreative Prozess einen angemessenen und passenden Ausdruck gefunden. So zeigt Mörike darin nicht zuletzt seine hohe künstlerische Meisterschaft; auch deshalb steht das Gedicht zu Recht am Beginn der Ausgabe seiner Gedichte.

Auswahl und Kommentar: Reiner Wild

Juli 2005

Abschied

Unangeklopft ein Herr tritt Abends bei mir ein:
»Ich habe die Ehr', Ihr Recensent zu sein.«
Sofort nimmt er das Licht in die Hand,
Besieht lang meinen Schatten an der Wand,
Rückt nah und fern: »Nun, lieber junger Mann,
Sehn Sie doch gefälligst 'mal Ihre Nas' so von der Seite an!
Sie geben zu, daß das ein Auswuchs is.«
– Das? Alle Wetter – gewiß!
Ei Hasen! ich dachte nicht,
All' mein Lebtag nicht,
Daß ich so eine Weltsnase führt' im Gesicht!!

Der Mann sprach noch Verschied'nes hin und her,
Ich weiß, auf meine Ehre, nicht mehr;
Meinte vielleicht, ich sollt' ihm beichten.
Zuletzt stand er auf; ich that ihm leuchten.
Wie wir nun an der Treppe sind,
Da geb' ich ihm, ganz froh gesinnt,
Einen kleinen Tritt,
Nur so von hinten auf's Gesäße, mit –
Alle Hagel! ward das ein Gerumpel,
Ein Gepurzel, ein Gehumpel!
Dergleichen hab' ich nie gesehn,
All' mein Lebtag nicht gesehn
Einen Menschen so rasch die Trepp' hinabgehn!

Textgrundlage: Mörike, Eduard: Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe. Im Auftrag des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst Baden-Württemberg und in Zusammenarbeit mit der Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N. hg. v. Hans-Henrik Krummacher, Herbert Meyer u. Bernhard Zeller. Stuttgart 1967ff. (HKA). Bd. 1,1: Gedichte. Ausgabe von 1867. Erster Teil: Text. Hg. v. Hans-Henrik Krummacher. 2003. S. 370.

Das Gedicht ist vor dem 6. Juni 1837 entstanden; an diesem Tag schickte Mörike diesen „Jocum“ (wie er im Brief schreibt) an Hermann Kurz. Ein Jahr später wurde es in der ersten Ausgabe der Gedichte veröffentlicht. Seit der zweiten Auflage, die 1848 erschien, setzte Mörike Abschied an den Schluss seiner Sammlung. Damit gewinnt die Überschrift des Gedichts eine mehrfache Bedeutung. Sie benennt nicht allein die im Gedicht erzählte Verabschiedung des Rezensenten; vielmehr verabschiedet sich Mörike mit dem Gedicht zugleich von den Lesern und Leserinnen seiner Sammlung, und mitzuhören ist auch die ältere, heute nur noch in Wendungen wie ‚ein Gesetz verabschieden‘ gebräuchliche Bedeutung von Abschied als Verkündung des Beschlusses, des Bescheids einer Versammlung oder eines Gerichts. Mörike übergibt also mit Abschied die Sammlung seiner Gedichte der literarischen Öffentlichkeit, mithin auch der Literaturkritik. Der wird freilich deutlich genug Bescheid gegeben. Der Rezensent wird derb abgefertigt. Er dringt in die Privatsphäre des Dichters ein, hat wenig zu sagen („Verschied'nes“ zwar, aber der Dichter hat es schon wieder vergessen) und interessiert sich allein für die Person des

Dichters, gar nur für dessen Bild, den „Schatten an der Wand“, und darin auch nur für ein einziges Merkmal, den „Auswuchs“ der „Weltsnase“; er reduziert den Dichter, bringt ihn gleichsam um sein Werk und macht ihn, indem er ein einziges Merkmal kritisch herausstreicht, zur Karikatur. Der freilich rächt sich – in doppelter Weise: durch den „kleinen Tritt“, der immerhin eine große Wirkung hat, und durch das Gedicht, mit dem er den Rezensenten der Lächerlichkeit preisgibt. Als Schlussgedicht der Lyriksammlung korrespondiert Abschied zudem mit dem Eingangsgedicht An einem Wintermorgen, vor Sonnenaufgang; der an den Anfang der Sammlung gesetzten Selbstvergewisserung der eigenen poetischen Kreativität entspricht das Selbstbewusstsein im Auftreten des Dichters an ihrem Ausgang, das nicht zuletzt in der ironischen Distanz zu sich selbst deutlich wird. Zugleich markiert Mörike mit dieser Anordnung eine Bandbreite seines Schaffens. Der hoch bewussten poetischen Reflexion am Beginn und ihrer sprachlichen Emphase steht das humoristische, das satirische Gedicht am Ende und seine gelungene sprachliche Komik gegenüber, mit der der Dichter den Rezensenten verabschiedet: „Alle Hagel! ward das ein Gerumpel, / Ein Gepurzel, ein Gehumpel!“ Mit selbstbewusster, zugleich humoristischer Geste entlässt Mörike so seine Gedichte in die Öffentlichkeit.

Auswahl und Kommentar: Reiner Wild

August 2005

Nachmittags

Drei Uhr schlägt es im Kloster. Wie klar durch die schwülige Stille

Gleitet herüber zum Waldrande mit Beben der Schall,

Wo er lieblich zerfließt, in der Biene Gesumm sich mischend,

Das mich Ruhenden hier unter den Tannen umgibt.

Textgrundlage: Mörike, Eduard: Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe. Im Auftrag des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst Baden-Württemberg und in Zusammenarbeit mit der Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N. hg. v. Hans-Henrik Krummacher, Herbert Meyer u. Bernhard Zeller. Stuttgart 1967ff. (HKA). Bd. 1,1: Gedichte. Ausgabe von 1867. Erster Teil: Text. Hg. v. Hans-Henrik Krummacher. 2003. S. 302.

Das vierzeilige Gedicht ist das zehnte der Bilder aus Bebenhausen, für die Mörike durchweg die antike Form des elegischen Distichons, der Zusammenfügung von Hexameter und Pentameter, verwendet hat. Der Zyklus ist im September und Oktober 1863, während Mörikes Aufenthalt im ehemaligen Kloster Bebenhausen bei Tübingen, entstanden; gedruckt wurde er erstmals 1865. Das Gedicht präsentiert eine leicht nachvollziehbare, einfache Situation: In die Ruhe eines Aufenthalts in der Natur trifft der Schlag einer Uhr. Der Aussagesatz am Beginn, genau drei Hebungen umfassend, bildet den lapidaren Eingang ins Gedicht; mit ihm wird die Stille des Nachmittags jäh und hart unterbrochen. Es folgt ein gewundener, anderthalb Zeilen umfassender Satz mit ungewöhnlicher, das Verständnis erschwerender Syntax. Erst an dessen Ende steht das Subjekt: der „Schall“, der jetzt gleichsam beim Sprecher angekommen ist, um, wie in der nächsten Zeile beschrieben, sich mit den Naturgeräuschen zu vermengen, die der Sprecher um sich herum hört. Dieser Vorgang wird freilich auf eine eigentümliche Weise in der Schwebe gehalten. So bleibt die Wertigkeit des „wie“ am Beginn des zweiten Satzes bis zur Nennung des Subjekts an seinem Ende durchaus unklar: Wird damit eine Frage eingeleitet, eine Beziehung benannt oder, wie es sich herausstellt, ein Vergleich? Auch scheint manches nicht so recht zusammen zu passen, wenn die Stille eine „schwülige“ genannt wird, ein drückende also oder gar bedrückende, wenn vom „Beben“ des Schalls, mithin seiner Gewalt, gesprochen wird, der Schall aber zugleich „gleitet“ und „lieblich“ zerfließt. Die Stimmung, eingestellt auf hochsommerliche Stille und Ruhe – „Sommerlich hell empfängt dich ein Saal“, beginnt das fünfte Gedicht der Bilder aus Bebenhausen – wird eingetrübt, so wie die Klarheit der drei Glockenschläge im Nachhall, der sich mit den anderen Geräuschen mischt, zum Grundton des Gehörten wird. Mehrdeutig ist ebenso die Wendung in der letzten Zeile; die „Tannen“, unter denen der

Sprecher ruht und also bei sich selbst ist, verdunkeln die Situation. Und immerhin: Drei Uhr nachmittags, die neunte Stunde nach der jüdischen Zeitrechnung, ist die Todesstunde Jesu (bei der zudem „die Erde erbebte“, Matthäus 27, 46-52). In der Schlusswendung wird das Motiv des Todes angeschlagen; das Gedicht wird zum memento mori. Der Schlag der Uhr hat den still gestellten Augenblick durchbrochen; das Zeichen der Zeit, das sich mit allem durchmischt, wird zum Grundton der Erfahrung von Gegenwart.

Auswahl und Kommentar: Reiner Wild

Oktober 2005

Gesang Weyla's

Du bist Orplid, mein Land!
Das ferne leuchtet;
Vom Meere dampfet dein besonnter Strand
Den Nebel, so der Götter Wange feuchtet.

Uralte Wasser steigen
Verjüngt um deine Hüften, Kind!
Vor deiner Gottheit beugen
Sich Könige, die deine Wärter sind.

Textgrundlage: Mörike, Eduard: Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe. Im Auftrag des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst Baden-Württemberg und in Zusammenarbeit mit der Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N. hg. v. Hans-Henrik Krummacher, Herbert Meyer u. Bernhard Zeller. Stuttgart 1967ff. (HKA). Bd. 1,1: Gedichte. Ausgabe von 1867. Erster Teil: Text. Hg. v. Hans-Henrik Krummacher. 2003. S. 102.

Das Gedicht entstand vermutlich 1832; erstmals gedruckt wurde es 1838. Es gehört in das Umfeld des Orplid-Mythos, den Mörike und Ludwig Bauer gemeinsam erfanden; zwei Dramen von Bauer und Mörikes Dramolett Der letzte König von Orplid, das er in seinen Roman Maler Nolten aufnahm, sind daraus entstanden. Aus dem Roman sind auch die fremden Namen bekannt: Orplid – eine Insel „in dem stillen Ozean zwischen Neu-Seeland und Süd-Amerika“, Weyla – eine Göttin und die „besondere Beschützerin“ der Insel. Gesang Weyla's ist freilich ein eigenständiges Gedicht. Daher sprechen die Namen für sich; was sie bedeuten mögen, wird im Gedicht selbst entfaltet. Zu ihren Kennzeichen gehört ihr Klang; überhaupt ist der Gesang Weyla's im Spiel der Konsonanten und Vokale, im metrisch-rhythmischen Wechsel der langen und kurzen Zeilen ein betörendes Klanggebilde. Die Göttin spricht die Insel an; und sie spricht mit unbezweifelnder Selbstverständlichkeit, die vor allem durch den Anklang an das Volkslied erreicht wird, die vierzeilige Strophe, das jambische Metrum, die Reimgebung. Hinter dieser selbstverständlichen Einfachheit verbirgt sich hohe Komplexität, so im Wechsel der Zeilenlänge oder im Zeilensprung zwischen Zeile drei und vier der ersten Strophe mit einem Satz von ungewöhnlicher Syntax, der mit dem Ende der Zeile abgeschlossen scheint und dann doch fortgesetzt wird, wobei in der Fortführung das Verb „dampfet“ seine Wertigkeit verändert. In dem Gedicht bleibt alles in der Schwebel; Gegensätzliches wird ausbalanciert. So identifiziert Weyla die Insel mit ihrem Namen und nimmt sie dennoch für sich in Anspruch („mein Land“), der besonnte Strand liegt im Nebel; die Insel ist „ferne“, gleichwohl sieht die Göttin sie sehr nah; „uralte Wasser“ werden „verjüngt“; die Insel ist „Kind“ und zugleich „Gottheit“; die „Könige“ beugen sich vor Orplid und sind doch auch seine Wärter, Orplid wird also verehrt und muss zugleich

bewahrt, geschützt werden. Auch der Ort der Insel selbst bleibt in der Schweben, ist ein Ort des Übergangs irgendwo zwischen Meer und Himmel, wie der Nebel, der aufsteigt vom Strand und dessen Bewegung vom Wasser wiederholt wird, das die Insel umspielt. So ist das Gedicht offen für jegliche Projektion des Lesers und der Leserin; es evoziert Sehnsuchtsort und Glückversprechen, und dennoch bleibt eine eigenartige Widersprüchlichkeit, „eine Unerlöstheit noch über dem Glücksbild“ (Gerhard Kaiser). In dieser Schweben wird Orplid zum Ort der Imagination schlechthin, zum Inbild von Dichtung und ihrer Utopie, zum Nicht-Ort eines Versprechens, dessen Einlösung noch immer aussteht.

Auswahl und Kommentar: Reiner Wild

November 2005

Der Feuerreiter

Sehet ihr am Fensterlein
Dort die rothe Mütze wieder?
Nicht geheuer muß es sein,
Denn er geht schon auf und nieder.
Und auf einmal welch Gewühle
Bei der Brücke, nach dem Feld!
Horch! das Feuerglöcklein gellt:
 Hinter'm Berg,
 Hinter'm Berg
Brennt es in der Mühle!

Schaut! da sprengt er wüthend schier
Durch das Thor, der Feuerreiter,
Auf dem rippendürren Thier,
Als auf einer Feuerleiter!
Querfeldein! Durch Qualm und Schwüle
Rennt er schon, und ist am Ort!
Drüben schallt es fort und fort:
 Hinter'm Berg,
 Hinter'm Berg
Brennt es in der Mühle!

Der so oft den rothen Hahn
Meilenweit von fern gerochen,
Mit des heil'gen Kreuzes Spahn
Freventlich die Glut besprochen –
Weh! dir grinst vom Dachgestühle
Dort der Feind im Höllenschein.
Gnade Gott der Seele dein!
 Hinter'm Berg,
 Hinter'm Berg
Ras't er in der Mühle!

Keine Stunde hielt es an,
Bis die Mühle borst in Trümmer;
Doch den kecken Reitersmann
Sah man von der Stunde nimmer.
Volk und Wagen im Gewühle
Kehren heim von all' dem Graus;
Auch das Glöcklein klinget aus:
 Hinter'm Berg,
 Hinter'm Berg
Brennt's! -

Nach der Zeit ein Müller fand
Ein Gerippe sammt der Mützen
Aufrecht an der Kellerwand
Auf der beinern' Mähre sitzen:
Feuerreiter, wie so kühle
Reitest du in deinem Grab!
Husch! da fällt's in Asche ab.
Ruhe wohl,
Ruhe wohl
Drunten in der Mühle!

Textgrundlage: Mörike, Eduard: Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe. Im Auftrag des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst Baden-Württemberg und in Zusammenarbeit mit der Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N. hg. v. Hans-Henrik Krümmacher, Herbert Meyer u. Bernhard Zeller. Stuttgart 1967ff. (HKA). Bd. 1,1: Gedichte. Ausgabe von 1867. Erster Teil: Text. Hg. v. Hans-Henrik Krümmacher. 2003. S. 79 – 80.

Balladen hat Mörike nur wenige geschrieben; die wohl berühmteste und zudem eines seiner bekanntesten Gedichte überhaupt ist *Der Feuerreiter*. Das Gedicht entstand 1824, wobei die erste Fassung, die Mörike in seinen 1832 erschienenen Roman *Maler Nolten* aufnahm, lediglich vier Strophen umfasst; es fehlt die mittlere Strophe. In der ersten Ausgabe von Mörikes Gedichten 1838 lautet die Überschrift *Romanze vom wahnsinnigen Feuerreiter*; im Beiwort ist eine Perspektive des Verstehens vorgegeben oder jedenfalls angedeutet. Mörike hat mehrfach an dem Gedicht gearbeitet und Einzelnes geändert; 1841 fügte er die nunmehr dritte Strophe hinzu, in der das erzählte Geschehen in einen christlich bestimmten Kontext gerückt wird. Damit werde das Gedicht, schreibt Mörike an Wilhelm Hartlaub im Brief vom 3. Dezember 1841, „ohne das Prädikat *wahnsinnig* in der Aufschrift verständlich“, das er deshalb in seinen weiteren Gedichtausgaben auch weglässt. Freilich verschiebt die Einfügung dieser Strophe zusammen mit der Tilgung in der Überschrift die Möglichkeiten des Verstehens. Das Gedicht gestaltet Spannungen und Gegensätze, die in ihm zugleich aufgehoben erscheinen – wenn etwa in jeder Strophe die fünfte Zeile zunächst ohne Reimwort bleibt und dieses erst im stets gleichen Schlusswort „Mühle“ findet, wenn dem Leitmotiv des Feuers die Mühle als ein Ort des Wassers, aber auch die Kühle des Kellers entgegensteht, wenn dem einen, allein auf sich gestellten Feuerreiter die Menge von „Volk und Wagen im Gewühle“ gegenüber gestellt wird oder wenn die rasche Bewegung des Erzählten und mit ihr das ebenso gefährliche wie unheimliche Geschehen im abgewandelten Refrain der letzten Strophe in mehrfacher Hinsicht zur Ruhe kommt. Und immerhin, wie auch immer die Figur des Feuerreiters einzuschätzen ist, *was* von ihm erzählt wird, erscheint im Gedicht von überzeugender, gleichermaßen unausweichlicher wie unerbittlicher Folgerichtigkeit. Das Gedicht hat vielfältige, durchaus unterschiedliche Deutungen herausgefordert. Es wurde auf Mörikes Erfahrung des wahnsinnigen Hölderlin bezogen, ebenso auf mythologische Vorstellungen und auf naturwissenschaftliche Überzeugungen seiner Entstehungszeit; es wurde als politisches Gedicht und damit als Auseinandersetzung mit Revolution gelesen oder als Darstellung von Leidenschaft und Affektausbruch, und dies mit deutlich sexueller Bedeutung. Es gehört zum Rang des Gedichts, dass solche differenten Deutungen sich gegenseitig nicht ausschließen, dass vielmehr im verstehenden Zugriff das Gedicht und die Figur des Feuerreiters weiterhin ihre Unabschließbarkeit, damit aber auch ihre Unheimlichkeit behalten.

Auswahl und Kommentar: Reiner Wild

Dezember 2005

Die heilige Nacht

Gesegnet sei die heilige Nacht,
Die uns das Licht der Welt gebracht! –

Wohl unterm lieben Himmelszelt
Die Hirten lagen auf dem Feld.

Ein Engel Gottes, licht und klar,
Mit seinem Gruß tritt auf sie dar.

Vor Angst sie decken ihr Angesicht,
Da spricht der Engel: „Fürcht't euch nicht!

Ich verkünd euch große Freud:
Der Heiland ist euch geboren heut.“

Da gehn die Hirten hin in Eil,
Zu schau'n mit Augen das ewig Heil;

Zu singen dem süßen Gast Willkomm,
Zu bringen ihm ein Lämmlein fromm. –

Bald kommen auch gezogen fern
Die heil'gen drei König mit ihrem Stern.

Sie knien vor dem Kindlein hold,
Schenken ihm Myrrhen, Weihrauch, Gold.

Vom Himmel hoch der Engel Heer
Frohlocket: „Gott in der Höh sei Ehr!“

Textgrundlage: Mörike, Eduard: Sämtliche Werke in zwei Bänden. Nach den Originaldrucken zu Lebzeiten Mörikes und nach den Handschriften. Textredaktion: Jost Perfahl. München 1967, 1970. Bd. 2. 3. Auflage Düsseldorf Zürich 1996, mit Anmerkungen von Helmut Koopmann. S. 394.

Es gibt von Mörike eine Reihe intensiver religiöser Gedichte; Texte jedoch, die sich ausdrücklich auf kirchliche Feste, Zeremonien oder Riten beziehen, hat er kaum geschrieben. Die *Heilige Nacht* ist allerdings ein solches Gedicht. Wann es geschrieben wurde, ist nicht bekannt; gedruckt wurde es 1863 in *Georg Scherer's illustriertem Deutschen Kinderbuch*, der vierten Auflage von Scherers zuerst 1849 erschienenen Sammlung *Alte und neue Kinderlieder*, einer mit zahlreichen Illustrationen ausgestatteten Anthologie von Liedern, Fabeln, Sprüchen und Rätseln in Gedichtform, die im 19. und noch im beginnenden 20. Jahrhundert sehr erfolgreich war. Dem Gedicht ist ein Kupferstich von Peter von Cornelius beigegeben, der die Anbetung der Hirten und Könige

zeigt (zudem enthält die Sammlung noch Mörikes Gedicht *Der Hirtenknabe*, versehen mit einem Holzschnitt von Ludwig Richter). Mörike präsentiert die Weihnachtsgeschichte, wie sie Lukas überliefert, verbindet sie jedoch mit der Anbetung der Weisen aus dem Morgenland, von der Matthäus berichtet. Er fügt beide Begebenheiten in den Rahmen der Verkündigung ein; das Gedicht schließt, obwohl schon die heiligen drei Könige gekommen sind, mit dem biblischen Jubelchor der Engel ‚Gloria in excelsis deo‘ am Tag der Geburt des Herrn. Mörike verwendet ein vierhebige, jambisches Reimpaar, wobei er mitunter die Freiheit doppelter Senkungen nutzt. Zweizeilige Strophen sind in der deutschsprachigen Lyrik nicht allzu häufig; die von Mörike genutzte Form wurde in der Spruchdichtung, vor allem aber im älteren Kirchenlied und in der Volksdichtung, seit dem späten 18. Jahrhundert auch für volkstümliche Lieder und Balladen verwendet. Diesem Formsignal entspricht Mörikes Sprache. Das Geschehen wird in leicht archaisierendem Ton vorgetragen; durch syntaktische Umstellungen, durch nachgestellte Adjektive und Adverbien entsteht eine gewisse Kindlichkeit der Sprache, die jedoch durch Anspielungen auf Bibel und Kirchenlied wiederum leicht erhöht wird; es lässt sich von einem gleichsam naiven, kindlichen Pathos sprechen. Indem Mörike, wobei er volksreligiösen, nicht zuletzt auch malerischen Tendenzen folgt, die Anbetung der Hirten mit der Anbetung der heiligen drei Könige verbindet, erscheint Weihnachten vor allem als Fest *des* Kindes, zugleich jedoch durch die Sprachgebung und dem Erscheinungsort angemessen auch als Fest *der* Kinder. Dies mag – vielleicht – biedermeierlich genannt werden. Das Gedicht gehört jedenfalls zur Gebrauchslyrik der Epoche; in seine Gedichtsammlung hat es Mörike freilich nicht aufgenommen.

Auswahl und Kommentar: Reiner Wild